

Friedrich Nietzsche – ein großes Nein und ein kleines Ja **Kritische Hinführung zu einer Schlüsselfigur der deutschen Philosophie** **aus der Sicht eines skeptischen Humanismus**

1. Von Nietzsche lernen – aber wie?
2. Einige Mythen Nietzsches im Überblick und einige Antithesen dagegen
3. Einzelinterpretationen und Einzelkritiken zu Schlüsselthesen und Leitideen Nietzsches
 - Amor fati
 - Ewige Wiederkehr des Gleichen
 - „Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.“
 - „Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.“
4. Nietzsches Mangel an Weisheit

1. Von Friedrich Nietzsche lernen – aber wie?

Friedrich Nietzsche ist eine Schlüsselfigur der deutschen Philosophie, eine Gestalt von verführerischer Langzeitaktualität mit internationalem Echo. Sein Denken und sein Lebensschicksal sind dabei nicht zu trennen.

In ihm verbindet sich die klare Position eines Antihumanismus – beginnend bereits in den frühesten Veröffentlichungen – mit widersprüchlichen Positionen zu allem und jedem. Alles wird vorgetragen in einem klaren Prosastil, der freilich die Grenze zum Kitsch nicht selten überschreitet (Hauptbeispiel: Zarathustra).

Angesichts der Fülle von Sekundärliteratur, die zumal nach der maßgeblichen Edition von Colli und Montinari unaufhörlich angeschwollen ist und weiter anschwillt, greife ich exemplarisch Schlüsseltexte und Kerntheoreme heraus. In kri-

tischer Distanz zu heutigen Nietzsche-Moden greife ich auf Nietzsche-Texte selbst zurück. Dabei gebe ich den Texten einen Vorrang, die der Autor selbst veröffentlicht oder zur Veröffentlichung bestimmt hat. Auch greife ich auf die Selbstinterpretation im Selbstkommentar letzter Hand zurück, auf „Ecce homo“.

Weder hasse ich Nietzsche noch huldige ich ihm. Ich lese ihn kritisch ohne Berührungssängste, freilich ohne mich nietzscheanisch ankränkeln zu lassen. Allerdings lasse ich mich auch nicht blenden von seiner artistischen Sprache, sondern achte genau auf den Inhalt: auf Nietzsches Beitrag zur „Erziehung des Menschengeschlechts“ (G. E. Lessing).

Ein Denker macht mir Angst, der stolz von sich behauptet, er sei kein Mensch, sondern Dynamit und er philosophiere mit dem Hammer. In solchen Aussagen kündigt sich das Gewaltpotential seiner Gedankenwelt an.

Ich halte es mit Terenz, der von sich sagte: „Ein Mensch bin ich und nichts Menschliches ist mir fremd.“ (Homo sum, nil humani a me alienum puto.) Ich weiß gar nicht, wie man je mit dem Hammer philosophieren könnte. Ich philosophiere mit dem Kopf und arbeite mit Argumenten.

Bei allem verhehle ich mir nicht: Nietzsche ist *zugleich* ein ausgesprochen feinsinniger, feinfühlig, feinhöriger, feinnerziger Ästhet und Psychologe. Just darin besteht das Problem seiner Persönlichkeit und seines Werkes: der Verschränkung

von Ästhetentum und Barbarei. Diese raffinierte Mischung hat eine wesentliche Rolle gespielt bei der Unterhöhlung humanistischer Normen in Deutschland.

Nietzsche hat bestimmte menschenverachtende Ideen salonfähig gemacht. Er hat den „Willen zur Macht“ und den „Übermenschen“ propagiert. Aber er hat auch wichtige Einsichten Sigmund Freuds in die Rolle des Unbewussten, der Sexualität und der Ressentimentbildung vorweggenommen.

Es sind dies zwei Seiten der selben Medaille, die vorne und hinten den Kopf des Pfarrersohnes aus Röcken trägt. Seine feingliedrige Prosa hat die betäubende Wirkung der Widervernunft und Menschenverachtung verstärkt.

In diesem Sinne stimme ich Paul Valéry's Urteil über Nietzsche zu: „Nietzsche ce n'est pas une nourriture, c'est un excitant.“ Nietzsche, das ist keine Nahrung, das ist ein Aufputzmittel, eine Droge (aus den „Cahiers“). Damit sei gesagt: Nietzsche, das ist keine Anfängerlektüre, kein Einstiegstext für redlich Suchende, sondern starker Tobak für starke Nerven.

Das Valéry-Zitat ist mir bei Bernhard Tauer begegnet, einem zeitgenössischen Nietzsche-Forscher, von dem ich viel gelernt habe. Ich nenne seine beiden Bücher in der Leipziger Reclam-Reihe: „Nietzsche ABC“ (1999) und „Nietzsche und der Faschismus“ (2000). Weitere wichtige Autoren für mein Nietzsche-Verständnis sind Jacob Burckhardt, Franz Overbeck und Lou Andreas-Salomé, die ihn persönlich gut kannten, zum Teil mit ihm befreundet waren, aber doch geistige Distanz wahrten.

Lou Andreas-Salomés Buch „Nietzsche in seinen Werken“, noch zu Lebzeiten Nietzsches (1894) erschienen, ist insofern von

großer Bedeutung, als sie Nietzsche zu Recht als „homo religiosus“ charakterisiert, dessen Weg folgerichtig vom Verlust des christlichen Gottesglaubens zur Selbstvergottung führe. (Ihr Buch ist heute als Insel-Taschenbuch leicht greifbar.)

Andere Autoren, denen ich wesentliche Einsichten zu Nietzsche verdanke, sind Karl Löwith, Thomas Mann, Stefan Zweig, Hans Heinz Holz, Horst Eberhard Richter und Jörg Kjaer. Aus Löwiths Aufsatz „Friedrich Nietzsche nach sechzig Jahren“ (erstmalig 1956 erschienen) sei zitiert:

„Er hat mit einer ungeheuren Härte und Rücksichtslosigkeit, zu der er in seinen persönlichen Lebensverhältnissen niemals fähig war, Maximien geprägt, die dann in das öffentliche Bewusstsein drangen, um zwölf Jahre hindurch praktiziert zu werden: die Maxime des Gefährlichlebens, die Verachtung des Mitleids und des Verlangens nach Glück und die Entschlossenheit zu einem entschiedenen Nihilismus der Tat, demzufolge man das, was fällt, auch noch stoßen soll.“

Weiter:

„Nietzsches Schriften haben ein geistiges Klima geschaffen, in dem bestimmte Dinge möglich wurden, und die Aktualität ihrer Massenaufgaben während des Dritten Reiches war kein bloßer Zufall. Umsonst betonte Nietzsche, dass sein „Wille zur Macht“ ausschließlich ein Buch zum *Denken* sei; denn sein Gedanke war eben doch der Wille zur Macht, von dem er wusste, dass er den Deutschen als Prinzip durchaus verständlich sein werde. Wer die „Sprache der Weltregierenden“ spricht und sich so wie Nietzsche als ein europäi-

sches Schicksal weiß, kann nicht umhin, dieses Schicksal auch selbst „in die Hand“ zu nehmen, um zu beweisen, dass er es ist. Der Versuch, Nietzsche von seiner geschichtlich wirksamen Schuld entlasten zu wollen, ist darum ebenso verfehlt wie der umgekehrte Versuch, ihm jeden untergeordneten Mißbrauch seiner Schriften aufzubürden.“

(Zitiert nach: Karl Löwith, Gesammelte Abhandlungen, Stuttgart, 1960, 130 und 131)

Ich füge, Löwith bekräftigend, hinzu: Es bedurfte keiner Textmanipulationen der Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, um Nietzsche für die faschistischen Bewegungen in Deutschland und Italien rezipierbar zu machen. Durch Kerngehalte seiner Schriften selbst wurde er zum Stichwort- und Ideenspender für den Weg in die Barbarei. Den – in der Tat – dumm-dreisten Machenschaften der Schwester wird heute eine Sündenbock-Funktion angedient, die Nietzsche selbst entlasten soll. Diesen vielfältigen Formen des Vergessens, Ausklammerns, Ignorierens, Bagatellisierens heutiger Nietzsche-Rezeption verweigere ich mich. Heute wird vielfach tabuiert und bestritten, was einst allgemein bekannt war und gefeiert wurde: Zwei faschistische Diktatoren und ihre Ideologen erwiesen Nietzsche ihre Reverenz und konnten sich dabei durchaus auf zentrale Inhalte seiner Schriften beziehen.

Discite moniti! Lernt daraus, die ihr gewarnt seid!

2. Einige Mythen Nietzsches im Überblick und einige Antithesen dagegen

- Gott ist nicht tot. Er hat nie existiert. Insofern ist auch der vermeintliche „Tod Gottes“ nicht das „größte neuere Ereignis“, wie Nietzsche in grandioser Selbstüberschätzung verkündet („Fröhliche Wissenschaft“). In dieser idealistischen Fehleinschätzung drückt sich seine bleibende antireligiöse Fixiertheit aus. Nietzsches „Fluch auf das Christentum“ (Untertitel zu „Der Antichrist“) bleibt antireligiös fixiert. Angemessen ist vielmehr eine dialektische Aufhebung des Christentums in der Tradition Ludwig Feuerbachs, der – im Gegensatz zu Nietzsche – die humanistischen Elemente des Christentums *nicht* preisgibt. Der „letzte Papst“ im Zarathustra hatte ganz recht, als er sprach: „Oh Zarathustra, du bist frömmere als du glaubst, mit einem solchen Unglauben! Irgendein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit.“ (KSA 4, 325)
- Statt an die „ewige Wiederkehr des Gleichen“ zu glauben, sollten wir unsere Sterblichkeit und die Unwiederholbarkeit unserer Existenz annehmen: Abschiedlichkeit statt Selbstverewigung einüben.
- Dem „Willen zur Macht“ stelle ich nicht den Willen zur Ohnmacht gegenüber, sondern den Willen zur Gerechtigkeit auf der Grundlage demokratischer Gewaltenteilung und der Verhältnismäßigkeit der Mittel.
- Nicht der Mensch muss überwunden werden, sondern der Unmensch.

- Nietzsches Ideal des „Übermenschlichen“ ist unmenschlich. Unter dem Banner der großen Freiheit verklärt er eine rücksichtslose Individualität, die sich von anderen nichts sagen lässt, sondern sich über alle Regeln und Normen hinweg setzt: sich über andere Menschen erhebt.
- Ein „Übermensch“ ist jemand, der sich etwas Besseres wähnt, ein Produkt der Selbstermächtigung und Selbststeigerung: zum Beispiel ein Politiker, der sein „Ehrenwort“ über die allgemeinen Gesetze stellt.
- Dem Pseudo-Ideal des Übermenschlichen stelle ich das Ideal des *Gentleman* entgegen – ein humanistisches Persönlichkeitsideal aus aristotelischen, stoischen und konfuzianischen Wurzeln, das Selbstbehauptung und Selbstbescheidung miteinander verbindet.
- Nietzsches Männlichkeitskult und Frauenverachtung (entwickelt im „Zarathustra“) stelle ich ein partnerschaftliches Ebenbürtigkeitsideal entgegen, das die Unterschiede zwischen den Geschlechtern nicht leugnet.
- Seinem Wunschbild der „blonden Bestie“ (KSA 5, 275, Zur Genealogie der Moral) stelle ich einen freundlichen und hilfsbereiten Menschen jedweder Haut- und Haarfarbe entgegen.
- Das Postulat einer „Umwertung aller Werte“ ist ruinös und führt sich selbst ad absurdum. Aus der gedanklichen *Umwertung* aller Werte wird real die *Abwertung* aller Werte. Nötig ist:

die Prüfung aller Werte und die Bewahrung ihrer humanistischen Gehalte. Nietzsche hat dem Werteverfall programmatisch vorgearbeitet.

- Nietzsches Behauptung in der „Genealogie der Moral“: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“ (KSA 5, 399) ist ein geistig-moralischer Dammbbruch. Dagegen stelle ich fest: Das meiste von dem, was Nietzsche sagt, ist nicht wahr. Aber deshalb ist noch längst nicht alles erlaubt.
- Nietzsches Preisgabe des Wahrheitsbegriffs ist desaströs für das Leben in Alltag, Politik und Philosophie. Sie gehört zum Bild des „Übermenschlichen“, der alle objektiven Normen des Erkennens und Handelns zurückweist.
- Wir brauchen keinen „Don Juan der Erkenntnis“, dem „die Liebe zu den Dingen“ fehlt (Morgenröte, KSA 3, 232). Wir brauchen treue Liebhaber der Wahrheit, die sich nicht von Nietzsches Fiktionalismus, Perspektivismus und Relativismus ankränkeln lassen.
- Gegen Nietzsches beweislose Leugnung des Tatsachenbegriffs und gegen seine platte These, alles sei Interpretation, stelle ich fest: Es ist eine Tatsache, dass wir jetzt hier zu einer Nietzsche-Konferenz versammelt sind. Diese unbestreitbare Tatsache erlebt jeder von uns aus seiner Perspektive und interpretiert sie individuell. Aber alle Interpretationen müssen sich am Objekt der Interpretation messen und korrigieren lassen.

3. Einzelinterpretationen und Einzelkritiken zu Schlüsseltexten und Leitideen Nietzsches

Amor fati – Liebe zum Schicksal

Amor fati ist – nach Nietzsches eigenen Worten – seine „Formel für die Grösse am Menschen“ (KSA 6, 297), die darin bestehe, das Notwendige, vom Schicksal Abverlangte, nicht nur zu ertragen, sondern zu lieben.

Dies nenne ich eine überspannte Haltung, die uns Menschen überfordert. Ein Ja und Amen zu allem und jedem, wie es Nietzsche als eine „dionysische“ Haltung zum Leben verlangt, ist undurchführbar. Das Streben danach macht lebensuntüchtig. Der gesunde Menschenverstand, zumal wenn er durch die Schule der Stoa hindurchgegangen ist, rät uns vielmehr zu unterscheiden zwischen

- Vermeidbarem und Unvermeidbarem,
- Abwendbarem und Nichtabwendbarem,
- Veränderbarem und Unveränderbarem.

Amor fati ist der unkritische Verzicht auf die Unterscheidung zwischen Bejahenswertem und zu Verneinendem in der Welt. Amor fati entpuppt sich als die metaphysische Verklärung einer positivistischen Haltung, die die Dinge kritiklos hinnimmt, so wie sie sind, einfach weil sie so sind. Nietzsche will uns einreden, die Wirklichkeit nicht nur zu akzeptieren, sondern auch zu lieben – unabhängig von ihrer Wünschbarkeit.

Dabei bleibt unbegreiflich, weshalb ein Folteropfer, ein Geiselopfer, ein Vergewaltigungsoffer, ein Unfallopfer, ein Krebsopfer sein grausiges Schicksal lieben soll. Zu schweigen von der Frage, ob es geliebt werden kann!

Nietzsches These vom amor fati ist ein weiterer gescheiteter Versuch, die religiöse Theodizee-Problematik zu bewältigen. Der Liebe zum Schicksal ziehe ich die Liebe zum Menschen, die Liebe zur Vernunft, die Liebe zur Wahrheit vor.

Die ewige Wiederkehr des Gleichen

Die Fantasie einer ewigen „Wiederkehr“ oder „Wiederkunft“ des Gleichen war Nietzsche aus der griechischen Philosophie bekannt. Dennoch verherrlichte er sie als seinen ureigenen, „eigentlich abgründliche(n) Gedanke(n)“ (KSA 6, 268). Er sah darin „die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann“ (KSA 6, 335). Der „Ewige-Wiederkunft-Gedanke“ begründe eine neue lebensbejahende Moral.

Angeregt und bestärkt im wesentlichen durch Karl Löwiths Analyse und Kritik wende ich gegen Nietzsches Konzeption ein: Es ist vermessen, das Leben wiederholen zu wollen. Uns Sterblichen angemessen, weil von der Natur zugemessen, ist es, im Frieden mit sich und der Welt sterben zu wollen. Wir sind und bleiben sterbliche und insofern nicht wiederkehrende Wesen.

Die Fantasie einer ewigen Wiederkehr ist Nietzsches Ersatz für die christliche Eschatologie, an die er nicht mehr glaubte. Er beschwor die ewige Wiederkunft nicht, weil er sein irdisches Leben tatsächlich noch einmal leben wollte, sondern weil ihm der Lebensgenuss fast völlig versagt war.

Nietzsches Lehre kennt kein Genug. Sie schreibt unserer kleinen Existenz eine Bedeutsamkeit zu, die ihr nicht zukommt. Sie spricht dem Menschen Vergänglichkeit und Ewigkeit zugleich zu. Wir vergehen zwar, aber wir kommen wieder. Wir

kommen wieder, immer wieder neu in unendlicher Reihenfolge.

Diese Lehre ist absurd, öde und langweilig. Sie leugnet die menschliche Freiheit und den Zufall. Nietzsche behauptet allen Ernstes, mit prophetischem Pathos: Was morgen geschieht, ist schon unzählige Male geschehen und wird noch unzählige Male geschehen. Die deutsche Vereinigung von 1990 war kein einmaliger historischer Vorgang, sondern hatte sich bereits unzählige Male ereignet und wird sich unzählige Male wieder ereignen – und zwar in all ihren Einzelheiten!

Nietzsche stellt sich die Welt als eine prä-determinierte Maschine vor, die noch den Laplaceschen Dämon übertrumpft. Hinzu zu denken ist, dass sich nicht nur ewig wiederholen soll, was *auf* der Erde geschieht, sondern die Bildung der Erde im Sonnensystem soll ewig wiederkehren. Es gebe nirgendwo einmalige Vorgänge, sondern nur Kopien von Kopien von Kopien ... Welch „abgründlicher Gedanke“!

In der „Fröhlichen Wissenschaft“ stellt Nietzsche die „ewige Wiederkehr“ in Kapitel 341 dar (KSA 3, 570). Auf zwei wesentliche Gesichtspunkte möchte ich besonders aufmerksam machen:

- Es handelt sich nicht um eine Wiederkehr von Strukturen oder Prinzipien, sondern konkret und haarklein um die Wiederkehr aller Einzelheiten der jeweiligen Wirklichkeit: „alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muss dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge, und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber.“

- „Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht – und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!“ Dieser Satz von der ewigen Sanduhr des Daseins, der ähnlich auch im „Zarathustra“ auftaucht, ist ein Hauptbeispiel dafür, wie Nietzsche suggestiv mit irreführenden Metaphern arbeitet und auf jede Argumentation verzichtet.

Gegen Nietzsche stelle ich fest: Es gibt keine ewige Sanduhr, die umdrehbar wäre. Es gibt sie weder metaphorisch noch real. Der Sand des Seins rieselt stets in eine Richtung. Die Metapher einer Sanduhr lässt sich sinnvoll nur auf das menschliche Dasein beziehen.

Denn der Sand in einer Sanduhr ist begrenzt, begrenzt wie das menschliche Dasein. Nietzsche dagegen überträgt die Metapher eines Begrenzten unzulässig auf das Unbegrenzte.

Vor allem: wer soll die ewige Sanduhr immer wieder umdrehen? Etwa doch ein Gott? Aber der soll doch tot sein ...

Die „ewige Sanduhr“ lässt sich nicht umdrehen. Sie dreht sich auch nicht von alleine um. Gemäß der Schwerkraft bleibt sie fest stehen. Entscheidend aber wäre: selbst und gerade wenn sie sich umdrehen ließe, der Sand würde jeweils anders durch das enge Röhrchen rieseln. Gemäß der Schwerkraft und gemäß dem Zufallsprinzip rinnt der Sand immer wieder anders hindurch, wie sich experimentell – etwa durch Einfärbung der Körner – leicht nachweisen lässt.

Nietzsches suggestive Metapher leistet nicht, was sie leisten soll. Metaphern sind auch in der Philosophie sinnvoll, ja unverzichtbar (Hans Blumenberg). Aber sie müssen stimmig sein und den Vergleichspunkt treffen.

Auch ganz unmetaphorisch ist die ewige Wiederkehr des Gleichen ein Ungedanke. Denn eine Wiederholung ist eine Wiederholung und nicht das Original. Eine Wiederholung ist die Kopie einer Kopie einer Kopie, aber nicht identisch mit der Erstaufführung.

„Doch alle Lust will Ewigkeit, - will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

In einem Gedicht, genannt „Zarathustras Rundgesang“ finden sich die zwei – oft zitierten – Schlusszeilen (KSA 4, 404)

„Doch alle Lust will Ewigkeit –,
– will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

Gegen diese Behauptung, die charakteristischerweise nirgendwo begründet wird, stelle ich fest:

- Lust, die lustvoll erlebt wird, will gar nichts. Sie genießt lustvoll sich selbst. Sie ist bei sich selbst, in sich selbst und mit sich selbst befriedigt. Wollen drückt einen Mangel, ein Defizit aus: ein Streben zu etwas noch Besserem.
- Eine philosophische Reflexion über Lust zeigt das Lustfeindliche des Ewigkeitswillens. Wer als Sterblicher Ewiges begehrt, befördert nur seine abgründige Enttäuschung. Wir Sterblichen sind nicht für die Ewigkeit gemacht. Aus Nietzsches Worten spricht die – für ihn kennzeichnende – metaphysische Megalomanie.
- Aufgabe einer philosophisch inspirierten Lebensweisheit ist es, das Scheinhafte, Schadhafte, Wahnhafte des Ewigkeitswollens zu durchschauen. Lernen wir – mit Epikur, mit Rainer Maria Rilkes neunter Duineser Elegie –, dass das Köstliche des Le-

bens an seiner Endlichkeit hängt! Erst der Knappheit der uns gewährten Zeit entspringt die Unwiederbringlichkeit des gelebten Augenblicks. Lernen wir die Selbstbescheidung des Genug!

· Dem Ewigkeitswollen ist kein Glück beschieden. Paradoxaerweise drückt sich darin eine Unfähigkeit zu Glück und Lust aus. Aufgeklärte, kundige, reife Lust weiß, dass sie nur aus dem rhythmischen Widerspiel von Lust und Unlust hervorgeht. Nietzsches Text entlarvt den Typus des Vergnügungssüchtigen, nicht den Lusterfahrenen.

· Wie so oft pendelt Nietzsche zwischen den Extremen hin und her. Er kennt nur entweder ewige Lust oder das verächtliche, spießige „Lüstchen“ des „letzten Menschen“, den er in der Vorrede zum Zarathustra karikiert. „Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit“ (KSA 4, 20). Zwischen diesen beiden falschen Extremen – der wahnhaften ewigen Lust des Übermenschen und der seichten, aber keineswegs verächtlichen Lust des „letzten Menschen“ – liegt die wirkliche Lust. Von ihr bekam Nietzsche nur wenig zu kosten in seinem Leben.

· Nietzsches Worte sind Ausdruck einer Unersättlichkeit, die sich zur Metaphysik aufplustert. Bei den großen Dichtern seiner Zeit, den skeptischen Realisten des 19. Jahrhunderts – Gottfried Keller, Theodor Fontane, Theodor Storm – hätte er lernen können: die Einsicht in die eigene Vergänglichkeit ist die Quelle gesteigerter Lebensfreude. Dem Lob der Ewigkeit ist ein Lob der Vergänglichkeit entgegenzuhalten.

„Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.“

In der Vorrede zum „Zarathustra“ gibt es einen Satz, der heute durch sogenannte literarische T-Shirts und durch graphisch gestaltete Postkarten in weiteren Kreisen bekannt geworden ist: „Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.“ (KSA 4, 19). Dieser Satz fällt im Zusammenhang mit Zarathustras Warnung vor dem „Verächtlichsten“, dem „letzten Menschen“, der eben keinen tanzenden Stern mehr gebären könne, sondern nur seinen beschränkten „Lüstchen“ fröne.

Nietzsches Satz, der vor allem jüngere Menschen anspricht, klingt nach Aufbruch, Ausbruch. Er streichelt wohlthuend unser gelegentliches Gefühls- und Gedankenchaos und legt ihm eine kreative Kraft, eine produktive Potenz bei.

Das innere Gären und Brodeln, das namentlich unsichere Menschen erleben und erleiden, wird zu einer radikalen Gebärde stilisiert, die etwas Überraschendes, Neues, noch nie Dagewesenes herausschleudert: einen tanzenden Stern.

Stilistisch erinnert die Sentenz einerseits an die Rhetorik des Sturm und Drang, andererseits nimmt sie den Sprachgestus des deutschen Frühexpressionismus vorweg. Lassen wir uns nicht den Kopf verdrehen durch Nietzsches Sprachmagie. Prüfen wir nüchtern den Gedanken darin, sofern vorhanden.

Ich stelle drei kritische Fragen:

- Wer von uns kann Sterne gebären?
- Gibt es tanzende Sterne?
- Weshalb sollten wir tanzende Sterne gebären?

Kein Mensch kann Sterne gebären. Sterne tanzen auch nicht. Sterne bewegen sich

in berechenbaren Bahnen gemäß den physikalischen Gesetzen der Himmelsmechanik. Vor allem: weshalb sollten wir überhaupt tanzende Sterne gebären wollen?

Lassen wir uns nicht durch Nietzsches suggestiven Sprachduktus verführen, etwas Sinnloses als wünschbar anzunehmen! Die argumentationslose Behauptung ist eine häufige Figur in Nietzsches Werken.

Wenig vor dem erörterten Satz sagt Zarathustra: „Ich lehre euch den Übermensch. Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden?“ (KSA 4, 14). Ohne jegliche Begründung sagt Nietzsche: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. So sprechen Religionsstifter, keine Philosophen!

Weshalb sollten wir einen tanzenden Stern gebären? Gebären wir menschenfreundliche Ideen, die unseren Stern in einen Stern des Friedens und der Gerechtigkeit verwandeln!

Es zeugt von aberwitzigem Größenwahn, der das tatsächliche Verhältnis auf den Kopf stellt, einen Stern gebären zu wollen. Umgekehrt ist der Weg der kosmischen Evolution verlaufen. Wir Menschen sind von einem Sternengefüge, einer Konstellation hervorgebracht worden: vom Sonnensystem „unserer“ Galaxis. Nietzsche verdreht Subjekt und Objekt, was freilich nur in der Fantasie gelingt.

Im Wunschgebilde dessen, der tanzende Sterne gebiert, kündigt sich das Wunschgebilde des Übermenschen an: jenes Fabelwesens, das übermäßig stark ist, keinen objektiven Gesetzen unterworfen ist, sondern sie selbst setzt.

Das eine ist, Sterne gebären zu wollen. Das andere ist, Sterne sehen. Wir sehen im Inneren unseres Kopfes tanzende Sterne,

wenn wir benommen oder berauscht sind. Auch wer von Nietzsches Hammer einen Schlag auf den Kopf erhält, sieht Sterne tanzen.

Nietzsches Sentenz, die zunächst so geistreich anmutet, erweist sich als schillernde Seifenblase, die rasch zerplatzt, sobald nur eine Stecknadelspitze rationaler Überlegung daran rührt.

Menschen sollten weder nach den Sternen greifen noch Sterne gebären wollen. Betrachten wir mit Immanuel Kant den „bestirnten Himmel über uns“. In ihm erkennen wir unsere Kleinheit.

4. Nietzsches Mangel an Weisheit

Angelehnt an den dänischen Nietzsche-Forscher Jörg Kjaer (Friedrich Nietzsche – Die Zerstörung der Humanität durch Mutterliebe, Opladen, 1990, 278) stelle ich fest: Nietzsche war kein Weiser, sein Denken zeugt nicht von Weisheit.

Weisheit beweist und bewährt sich in der Grundhaltung gegenüber den unhintergehbaren, unveränderbaren Sachverhalten der menschlichen Existenz: gegenüber unserer Sterblichkeit, Zerbrechlichkeit, Unzulänglichkeit, gegenüber der Tatsache unserer Abhängigkeit von anderen Menschen und von der Natur.

Nietzsche dagegen wollte sich wie ein Gott zur Ursache seiner selbst machen, sich selbst gebären. In einem der erschütterndsten Texte seines Werkes, der von ihm zur Veröffentlichung bestimmt war, aber erst durch die Ausgabe von Colli und Montinari allgemein zugänglich ist, heißt es: „Wenn ich den tiefsten Gegensatz zu mir suche, die unausrechenbare Gemeinheit der Instinkte, so finde ich immer meine Mutter und meine Schwester, – mit solcher canaille mich verwandt zu glauben wäre eine Lästerung auf meine Göttlich-

keit.“ Etwas später heißt es dann: „es wäre das äusserste Zeichen von Gemeinheit, seinen Eltern verwandt zu sein.“ (KSA 6, 268 f.)

In einem abgründigen Hass auf Mutter und Schwester versteigt sich Nietzsche dazu, seine Geburt durch die Mutter zu bestreiten, um von keinem Menschen abhängig zu sein, am wenigsten von seiner Mutter. Als sein Vater käme allenfalls Julius Cäsar in Betracht oder „Alexander, dieser leibhafte Dionysos“, fügt er im gleichen Kontext hinzu (269).

Verstiegener, verquerrer, verquollener lassen sich Grundsachverhalte des Lebens nicht leugnen. Ohne Mitte und Maß lebte und dachte er am Leben und seiner Kontingenz vorbei. Ihm fehlte alles Ruhige und Gelassene: das, was Weisheit ausmacht, sei es in ihrer abendländischen, sei es in ihrer asiatischen Gestalt.

Weisheit und Leidenschaft sind durchaus miteinander vereinbar, wie Michel de Montaigne und Bertrand Russell beweisen. Weisheit und Fanatismus dagegen sind unvereinbar. Nietzsche sagte von sich: „Ich bin kein Mensch. Ich bin Dynamit.“ (KSA 6, 365). Ich folge Terenz, der von sich sagte: „Ein Mensch bin ich. Nichts Menschliches ist mir fremd.“